



Peter Kunkel

Pater Alfonsos Schachtel

Ein Roman (fast nur) in Briefen

Folge 11

Wenig ahnte Munene, was ihm zu Hause bevorstand. Brüder, Frauen und Kinder waren geflohen. Eine Horde Soldaten stand fluchend zwischen den Hütten. Offenbar hatten sie etwas Besseres erwartet als einfache Pygmäenbehausungen. Sie hatten schon manche primitive Hütte gesehen, aber so etwas noch nicht. Eine Mittelstange, ein paar im Kreis um sie herum aufgestellte und an ihr festgebundene Bambusspleißinge und ein bisschen trockenes Bananenlaub darüber. Sie schauten in die Hütten, stocherten in der Feuerstelle und den Bettstätten. Aber das war nichts.

Munene versuchte sich schnell zu verstecken. In den sauber gehaltenen Bananenpflanzungen des Königs ging das nicht schnell genug. Im Nu war Munene umringt. Drei Soldaten in gefleckten Uniformen, ein rotes Käppi auf dem Kopf, zerrten ihn vor einen, der auch nicht anders aussah, aber offenbar der Chef war.

Soldaten auf der Flucht vor den Rebellen.

„Wo kommst du her? Wie heißt du?“

„Bürger Munene.“

Munene hat etwas gelernt auf dem Polizeirevier. Hoffentlich auch das Richtige. Nein, es war nicht das Richtige.

„Wenn du Bürger bist, kannst du auch Soldat sein“, erklärte der Chef der Gruppe. „Bring ihm die Uniform von Kubwa.“

„Jawohl, Caporal“, schrie einer, nahm Haltung an und verschwand in Richtung Straße.

Sie waren neun, und das war es, was dem Caporal Magendrücken machte. Er war mit dreizehn Gemeinen zur Bewachung einer Plantage des Ministers Minatakayote abgestellt worden. Die Plantage war vor einem Jahr einem europäischen Pflanzer abgenommen worden und eine Weile geplündert worden. Als die Plünderer gehört hatten, wem die Plantage jetzt gehörte, waren sie innerhalb von Sekunden verschwunden, und so kam es, dass jetzt in Wohnhaus und Garage unerwartet viel zu finden gewesen war, was ein Soldatenherz erfreut, sogar ein kleines Lastauto. Je näher die Rebellen kamen, oder richtiger, je erschreckendere Gerüchte gelegentlich auftauchende Waldbewohner zu melden wussten, desto nervöser und hysterischer bemühten sich die vierzehn, das altersschwache Vehikel wieder in Gang zu setzen. Dank Kubwa, der früher in einer Garage gearbeitet hatte, gelang das auch. Als sie aber abfahren wollten, war Kubwa verschwunden und zwei Kameraden mit ihm. Sie hatten einen Geheimschrank entdeckt, mit Hemden, Anzügen und sogar Schuhen des Pflanzers. Der Caporal fand vor der offenen Schranktür nur noch ihre Uniformen und einige olivgrüne Hosen aus dem Versteck, mit denen man nicht fliehen konnte. Sie waren den Uniformhosen zu ähnlich.

Im Militärlager hatte man Verständnis dafür, dass im Einsatz vor dem Feind immer einige Soldaten verloren gingen. Gefallene Helden des Vaterlandes. Es durften nur nicht zu viele sein. Mit zehn Mann müsse er zurückkommen, hatte ihm der Colonel gesagt. Er hatte von Disziplin und Durchgreifen geredet, sogar von Standrecht und Erschießen, und wenn der Caporal auch wusste, dass der Colonel ihren französischen Ausbilder imitierte und sich im Zweifelsfall nicht trauen würde, seine Worte wahrzumachen – wenn die Rebellen so nah waren, wie der Bauer, der zuletzt durchgekommen war, behauptet hatte, konnte man nicht wissen, zu was für Kurzschlusshandlungen die allgemeine Panik und die eigene Angst den Colonel führen konnten.

Fluchend hatte der Caporal also die drei Uniformen aufladen lassen. Unterwegs würde man also rekrutieren müssen. Und jetzt diese Pleite. Nur so ein Kleiner.

Der nächste Posten mit seinen Läden und Erdhütten war wie ausgestorben. Auf Klopfen öffnete zitternd ein alter Mann. Der Caporal fragte nach einem Schneider. Stumm wies der Alte auf einen Laden gegenüber. Er war nicht weniger verrammelt als der des alten Mannes. Die Soldaten brachen die Tür auf, zerrten den Schneider und seine Nähmaschine heraus. Auch er war zu alt, um rekrutiert zu werden. Während er grau vor Furcht auf den Boden sank, verschwanden sechs Soldaten im Inneren des Hauses. Der Schneider versuchte Kubwas Uniform auf Munenes Maß zu reduzieren. Man hörte Frau und Tochter des Schneiders schreien. Mehr war nicht zu hören. Flüchtlinge aus dem Lager waren schon hier gewesen.

Viel mehr als Ärmel und Hosenbeine kürzen konnte der Schneider nicht. Es stand ihm unter den gegebenen Umständen wohl auch nicht der Sinn danach. Als Munenes Peiniger ihn losließen, damit er in die Jacke schlüpfen konnte, sprang Munene davon. Er kam nicht weit. Auf der Rampe vor dem Laden des Schneides lagen überall leere Kartons, die offenbar frühere Plünderer in Eile verstreut hatten. Munene blieb mit dem linken Fuß in einer Schachtel hängen, stolperte, stürzte von der Rampe und erhielt einen Schlag auf seine dicke Pygmäennase, der ihm jeden Widerstand austrieb. Er wurde wieder auf den Wagen geladen.

Ein kurzer Blick fiel auf den Schneider, der unbedankt und selbstverständlich auch unbezahlt hinter seiner Nähmaschine sitzengeblieben war. Sie kannten sich von Begegnungen auf dem Markt. Der Schneider war wie alle Großen voller Verachtung für den Mumbuti gewesen, und der Kleine hatte es ihm mit spöttischen Gesichtern und Gesten heimgezahlt. Jetzt stand in beider Blick, einen Augenblick lang für den andern zu lesen, Verzweiflung und hoffnungslose Resignation. Es gab keine Zukunft mehr, weder für Schneider noch für Bambuti. Rasch senkten sie die Augen, um den Soldaten nicht Gelegenheit zu Gerede von Verschwörung und zu weiteren Brutalitäten zu geben, und schon war das Auto aus dem Ort heraus.

Munenes Sinn war ganz darauf gerichtet, seinen neuen Kameraden zu entkommen. Er kannte die Militärstation. Dort würde es eine Gelegenheit geben, sich im Gelände zu verlieren. Gesichert gegen so etwas war die Station nicht. Als sie vorfuhren, herrschte Totenstille. Der Caporal stieg aus und sah nach. Der Colonel war eindeutig mit all seinen Mannen auf und davon. Ein Zeichen, dass die Rebellen wirklich nah sein mussten. Panik brach auf dem Wagen aus. Der Fahrer riss den Wagen herum, dass es der Caporal gerade noch schaffte, wieder einzusteigen, und fuhr in der einzigen Richtung davon, die noch offen sein konnte und in der zweifellos auch der Colonel geflohen war. Viel zu schnell für die tiefen Löcher und Steinbrocken der Erdstraße.

Munenes Drang auszureißen wuchs mit jedem Kilometer. Bodenlose Furcht stieg in ihm auf. Er sah mit irren Augen auf die Straße hinunter. Als sie die Grenze des Bereichs, den er kannte, überquert hatten und Munene wusste, dass die Leute von jetzt an nicht mehr die gleiche Sprache sprachen wie er, fielen seine Augen in ihre Höhlen zurück. Sie wurden stumpf und ausdruckslos. Seine Schinder sahen es. Sie ließen ihn los, redeten ihm freundlich zu und reichten ihm einen gerösteten Maiskolben und eine Flasche mit einem Rest warmen Biers. Von jetzt an würde ihm nicht anderes übrig bleiben, als ein Bürger in Waffen, Soldat, Gemeiner des Infanteriebataillons *Victoire* der 3. Armee zu sein.

Munene sah in der Uniform so verboten aus, dass selbst die wenig anspruchsvollen Soldaten nur die Köpfe schütteln konnten. Die Schultern der Jacke waren viel zu breit. Sie hingen zur Hälfte auf die Arme hinunter, die für Pymäenglieder zwar kräftig und muskulös waren, aus diesen Ärmeln aber wie kümmerliche Stöckchen herausragten. Zudem hatte der Schneider sie in seiner Angst und Wut schief und viel zu kurz abgeschnitten. Desgleichen die Hosenbeine. Der Oberteil der Hose flatterte im Fahrtwind um Munenes Hüften. Schuhe hat Munene keine. Sie waren das einzige, was Kubwa und seine Kumpel von der militärischen Ausrüstung mitgenommen hatten. Die Soldaten besprachen kurz, was da zu machen sei. Da aber keine Schuhe vorhanden waren, was nichts zu machen, und so blieb dem Barfüßler Munene wenigstens eine Qual erspart. Der Caporal drückte ihm ein Gewehr in die Hand. Munition sei keine vorhanden, schon lange nicht mehr. Auch für den Revolver nicht. Wenn Munene das nur schon vorher gewusst hätte!

Es ist schön, Soldat zu sein. Besonders wenn man auf der Flucht ist und ein Engel den requirierten Wagen voll getankt hat.

Der nächste Posten, durch den sie kamen, war so tot wie der Ort, wo sie den Schneider zur Arbeit gezwungen und seine Frauen vergewaltigt hatten. Ein einsamer Betrunkener erklärte

ihnen, dass der Colonel am Vortag durchgekommen sei. Nach ein bisschen Geschrei sei er gleich weitergefahren. Die Rebellschweine? Irgendwo dahinten. Wie weit entfernt. Oh, ganz nah, ganz nah. Ist doch gut, oder? Sie schlugen den Betrunkenen zusammen und fuhren dem Colonel nach.

Nach vierzig Kilometern traurigster Erdstraße kamen sie wieder zu einer Militärstation. Der Caporal las einen Anschlag an der Tür:

*Für Caporal Potopoto*

*Dieser strategisch äußerst wichtige Posten ist UNTER ALLEN UMSTÄNDEN gegen den Feind zu halten! Kollaborateure und Deserteure sind sofort zu erschießen!*

*Es lebe der Präsident!*

*Tod seinen Feinden und uns der Sieg!*

*Colonel Kiboko Jua nya Wababu*

*Kommandant des Infanteriebataillons Victoire der 3. Armee*

Der Caporal kratzte sich am Kopf.

„Wir fahren erst morgen weiter“, verkündete er. „Heute wird entrattet. Tod den Feinden des Vaterlandes!“

„Wir haben nämlich nichts mehr zu essen“, erklärte ein Soldat Munene.

*Dératisation*, Entrattung, war eins der wenigen Wörter, die Munene von der Amtssprache gelernt hatte, eins der gefürchtetsten. Die Armee ‚entrattete‘ regelmäßig Stadt und Land, das heißt, sie suchte nach Regierungsgegnern und fand sie regelmäßig dort, wo Geld, Vieh, eine frische Ernte oder hübsche Mädchen zu finden waren. Sold erhielt sie seit Jahren nicht mehr, und wo sie einmal ‚entrattet‘ hatte, war das Land verödet und die Leute dem Hungertod ausgeliefert. Munene war zweimal unwissentlich in *dératisations* geraten, als er zum Markt wollte. Er war schleunigst in Richtung Wald gerannt und hatte alles hinter sich gelassen, die brennenden Hütten, die schreienden und jammernden Frauen in den zertrampelten Feldern und die Bauern, die am Wegrand saßen und stumpf dem ganzen Elend zusahen. Jetzt war er auf der anderen Seite.

„Es lebe die Revolution!“ schrie der Caporal vor der ersten Hütte.

Keine Antwort.

„Es lebe der Präsident!“ schrie der Caporal. „Für was seid ihr nun?“

Der Caporal trat die Tür ein und zog einen jungen Mann heraus.

„Warum bist du nicht in der Armee?“ Die Stimme des Caporals überschlug sich. „Du bist ein Rebell. Haussuchung!“ herrschte er den nächsten Soldaten an, und bald flog alles, was sich in der Hütte befand auf die Tenne: Decken, Machete, ein Zopf Tabak, eine Holzpfife, ein paar schmutzige Papiere. Jeder wusste, dass kein Geld dabei war. Das hatte der Hausdurchsucher bereits eingesteckt. Während der Caporal den Haustrat betrachtete, gelang es dem jungen Mann zu entschlüpfen und sich damit der Rekrutierung zu entziehen. Die Soldaten verteilten sich. Man hörte sie vor den nächsten Hütten lärmten.

„Es lebe der Präsident!“

„Du bist ein Rebell.“

Auch Munene machte sich ans Werk.

„Es lebe der Präsident! *Dératisation!*“ schrie er mit seiner hohen Pygmäenstimme.

Eine Frau erschien verstört im Türrahmen. Ihre Stimmung schlug um, als sie Munene sah.

„Na Kleiner, auch die Armee hat jetzt Kindersoldaten. Jetzt mal immer langsam. So kleine Soldaten habt ihr jetzt bei der Armee.“

Munene sprang sie an. Es war eine dicke, gewaltige Frau, offenbar die Frau eines Hügelchefs, vielleicht sogar eine von der lokalen Königsfamilie. Sie schüttelte ihn ab wie eine lästige Fliege und sah verächtlich auf ihn hinunter.

„Kindchen, wo ist denn dein Chef?“ fragte sie.

Ab das konnte man mit Munene nicht machen. War er das erste Mal auch von ihrem Widerstand überrascht worden, das zweite Mal sollte ihm das nicht widerfahren. Er sprang ihr an den Hals und würgte sie mit dem eisernen Griff, mit denen er die Riesenratten erledigte, wenn sie noch lebendig in den Schlingen hingen. Eine Riesenratte mit ihren Zähnen und Krallen ist ein anderer Gegner als eine Frau, die es offenbar nicht nötig hatte, ihre Felder selbst zu bearbeiten.

Die Augen quollen der Frau aus dem Kopf. Als Munenes Griff nachließ, sah er Furcht in ihnen. Sie wusste jetzt, dass er sie in einem Augenblick umbringen konnte, und würde nicht versuchen, ihn wegzuschütteln wie einen Hund. Er warf sie auf das Schlaflager in der Hütte und riss ihr die Kleider vom Leib.

Sie schrie nicht, als er in sie eindrang. Sie jammerte nur vor sich hin. Plötzlich weiteten sich ihre Augen. Sein Gesicht war über ihr, das Gesicht mit dem rautenförmigen Zuschnitt, den breiten Wangen, der riesigen unförmigen Nase, deren Löcher nach vorn gerichtet waren, den angewachsenen Ohrläppchen und dem schmalen Mund. Sie erkannte, dass Munene ein Pygmäe war.

Munene sah, wie sich ihr Gejammer in reines Grauen verwandelte. Mit diesem Waldmenschen zu schlafen entriss ihr den magischen Schutz vor den Geistern der Wildnis. Sie würde ein furchtbare Ende nehmen, und alles, was sonst nach dem Tode von ihr überleben würde, ihre Kraft, das, was die Missionare Seele nannten, würden die Geister des

Waldes für immer vernichten. Ihr Ende würde nicht nur grauenhaft, sondern endgültig und unwiderruflich sein.

Sie rührte sich nicht, so grob Munene sie auch besprang. Sie stöhnte nicht. Sie weinte nicht. Starr lag sie unter ihm, wie eine Tote. Als Munene sich erhob, blieb sie liegen. Munene wunderte sich, dass er es fertiggebracht hatte, sich zwischen diese hässlichen Elefantenschenkel zu zwängen, und schließlich war auch das gewaltige Gesicht mit seinen mächtigen, nirgends ins Zierliche gehenden Zügen ohne jede Anziehung für ihn. Aber das Grauen darauf tat ihm wohl. Es machte ihn munter und vergnügt. Rasch riss er noch einen Sack Bataten an sich und verließ die Hütte.

Als die Soldaten in die Station zurückkehrten, waren sie gut versorgt. Sie hatten soviel Bataten, Kochbananen und Maniokmehl, dass sie den größten Teil zurücklassen mussten. Sie hatten auch drei Kästen Bier entdeckt und ein ganzes, noch lebendes Schwein, das sein Versteck im Gebüsch durch sein Gegrenze verraten hatte. Die Soldaten brannten alle Hütten im Umkreis von hundert Metern ab. Schließlich hatten sie ja keine Zeit, festzustellen, welcher Rebell das Schwein versteckt hatte.

Am nächsten Morgen ging es weiter. Die Straße wand sich in tausend Windungen ins Gebirge hinauf, immer noch zwischen Feldern hindurch, kümmerliche freilich, zwischen denen man sich nicht viel von einer *dératisation* versprechen konnte. Ganz oben, auf dem Pass, stand eine verlassene Mission, ein paar Häuschen mit zerschlagenen Fensterscheiben und eine Kirche, an deren Tür ein Zettel hing:

*Für Caporal Potopoto*

*Dieser strategisch äußerst wichtige Posten ist UNTER ALLEN UMSTÄNDEN gegen den Feind zu halten! Kollaborateure und Deserteure sind sofort zu erschießen!*

*Es lebe der Präsident!*

*Tod seinen Feinden und uns der Sieg!*

*Colonel Kiboko Jua nya Wababu*

*Kommandant des Infanteriebataillons Victoire der 3. Armee*

Der Caporal kratzte sich wieder am Kopf.

„Weiter!“ befahl er.

„Aber vielleicht werden wir plötzlich auf den Colonel treffen“, meinte ein Soldat. „Was dann?“

Der Caporal stellte sich den Colonel vor, wie er mit seinem kurzen, fast quadratischen Körper hinter seinem Schreibtisch gesessen hatte. Der Gedanke, plötzlich in seinen Konvoy hineinzufahren, war unangenehm. Wie der Caporal allerdings seinen Vorgesetzten kannte, hatte sich der Colonel schon über die Grenze abgesetzt, um sich internieren und damit aus dem Gefecht ziehen zu lassen. Jedenfalls war es schlimmer, hier oben auf die Rebellen zu warten und von ihnen abgetan zu werden wie Schlachtvieh, als mit dem Colonel zusammenzutreffen.

„Wir werden nicht auf den Colonel treffen“, erklärte der Caporal kategorisch.

Die Straße wand sich in weiteren tausend Kurven wieder in die Tiefe. Das Benzin begann nun doch bedenklich abzunehmen. Der Fahrer ließ den Wagen rollen. Der Erfolg war, dass das Bremsöl verbraucht war, ehe sie am Fuß des Hangs ankamen. Schon die letzten hundert Meter sauste der Wagen ungehindert in die Tiefe, und dass er im nächsten Posten nur in eine Böschung fuhr und mit einem Knick in der Stoßstange davonkam, war schon fast ein Wunder zu nennen.

Auch hier waren Läden und Bars wie ausgestorben. Die Polizeistation war geräumt. An ihrer Tür hing ein Zettel, Was stand wohl darauf?

*Für Caporal Potopoto*

*Dieser strategisch äußerst wichtige Posten ist UNTER ALLEN UMSTÄNDEN gegen den Feind zu halten! Kollaborateure und Deserteure sind sofort zu erschießen!*

*Es lebe der Präsident!*

*Tod seinen Feinden und uns der Sieg!*

*Colonel Kiboko Jua nya Wababu*

*Kommandant des Infanteriebataillons Victoire der 3. Armee*

Diesmal kratzte sich der Caporal nicht mehr am Kopf.

„Weiter!“ befahl er.

Sie fuhren in den nächsten Tagen von einer verlassenen Polizei- oder Militärstation zur andern. Sie entratteten und abends fraßen sie sich voll. Je weiter sie sich von den Flüchtlingslagern entfernten, desto weniger war das Land verwüstet, desto ergiebiger war die *dératisation*. Was sie freilich nicht hinderte, so brutal über die Leute herzufallen wie zuvor, und daran mochte vor allem schuld sein, dass hinter ihnen ständig leiser Gefechtslärm zu hören war. Dass sich dort noch Einheiten ihrer Armee oder andere reguläre Einheiten befänden, nahm niemand von ihnen an. Die Rebellen hielten sich zweifellos an die alte afrikanische Tradition, hinter einem Lärmvorhang vorzurücken. Es war zu hoffen, dass auch sie nicht auf die Idee kämen, ihre Gewehre und Mörser auf ein bestimmtes Ziel zu richten.

Munene ließ alles stumpf über sich ergehen, den Schütteltransport über Schlaglöcher und Steinbrocken, die Massenschlaferei auf dem Zementboden irgendeiner Polizeistation, das abendliche Gegröle, die großen Reden über die Rebellen, vor denen man auf der Flucht war, das Gehänsel über seine kleine Statur und die unpassende Uniform. Er verlor auch bald jedes Interesse am Plündern, höchstens dass er abends einen Korb Hirse mitbrachte, die nur zum Bierbrauen gut war und mit der seine Kameraden also strikt nichts anfangen konnten. Er sagte nicht viel. Er lebte von Vergewaltigung zu Vergewaltigung, genauer gesagt, für die Augenblicke, in denen die vergewaltigten Frauen ihn als Pygmäen erkannten und das Grauen in ihre Augen trat. Einmal brach die Horde auch in eine Missionsschule belgischer Schwestern ein. Sie war voller vierzehn- bis sechszehnjähriger Mädchen, die seit ihrem sechsten Lebensalter bei den Nonnen im Internat lebten und über dem Beispiel der Jungfrau Maria ältere Vorstellungen vergessen hatten. Die beiden, die Munene vergewaltigte, weinten sich die Augen aus dem Kopf über ihre verlorene Unschuld. Das verstand Munene nicht, und es befriedigte ihn auch nicht. Das tat erst wieder das Grauen der nächsten, noch in der ursprünglichen, kräftigeren Sicht der Dinge verankerten Frau in der nächsten Hütte. Es bestätigte ihm, dass er eben nicht ein lächerlicher Bürger in Uniform und kaum in Waffen - ohne Patronen war sein Gewehr nur ein Witz -, sondern ein Mann des Waldes, einer, der gegen die Schrecken und die Kraft des Waldes nicht nur immun war, sondern sie beide zu nutzen verstand. Der sie beherrschte und von ihnen lebte. Das Grauen der vergewaltigten Frauen gab ihm das Selbstbewusstsein zurück, das die Aufnahme als scheinbar Gleicher aber eben doch gar nicht Gleicher in die Gesellschaft der Großen jeden Augenblick in Frage stellte.

Die Regenzeit ging auf ihren Höhepunkt zu. Immer wieder blieb der Wagen stecken. Oft genug mussten alle anschieben, damit der Kleinlaster wieder in Gang kam. Im Schlamm drehten sich die Räder im Leeren. Die Reifen verloren blitzschnell ihr Profil, blieben also umso sicherer in der nächsten Schlammstelle wieder hängen. All das verbrauchte viel Benzin. Eines Tages war es dann so weit. Mitten in einem Wolkenbruch gurgelte der Motor noch ein bisschen und blieb stehen. Schluss. *Panne d'essence*. Was das hieß, wusste auch Munene.

Sie liefen sechs Kilometer auf der verschlammbten Straße, bis sie zu einer Schule kamen. Die Tür stand halb offen. Innen waren die Wände verräuchert. Eine Feuerstelle mit halbverkohlten Schulbankresten hatte sich in den hölzernen Boden gebrannt. Dass die Fensterscheiben aus dem Rahmen geschlagen waren, ließ auf militärischen Besuch schließen. Niemand außer Soldaten würde soviel Energie auf Zerstörung verschwendet haben. Es war klar, welches Militär diese Verwüstungen angerichtet hatte. An der halb geöffneten Tür hing ein Papier:

*Für Caporal Potopoto*

*Dieser strategisch äußerst wichtige Posten ist UNTER ALLEN UMSTÄNDEN gegen den Feind zu halten! Kollaborateure und Deserteure sind sofort zu erschießen!*

*Es lebe der Präsident!*

*Tod seinen Feinden und uns der Sieg!*

*Colonel Kiboko Jua nya Wababu*

*Kommandant des Infanteriebataillons Victoire der 3. Armee*

Der Caporal schnaufte durch die Nase.

„Macht schnell ein Feuer mit dem Rest von den Schulbänken!“ sagte er und griff selbst mit zu.

Niemand merkte, dass Munene erst jetzt hereinkam. Er hatte im Schulhof ein Frosch zwischen den Pfützen herum hüpfen sehen, hatte ihn gefangen und in die rechte Hosentasche gesteckt. Er griff gleich mit zu.

Verdrossen saßen die zehn Großen um das qualmende Feuer, während das Wasser von ihren nassen Jacken und Hosen abdampfte. Kleider zum Wechseln hatten sie nicht, und sich nackt um das Feuer zu setzen, wie es noch ihre Väter getan hätten, verbot ihnen ihre militärische Ehre. Zu essen hatten sie nichts.

Munene schnitt sich mit der Machete einen Span von einer Fußbank, holte den Frosch aus der Tasche, öffnete ihm das Maul und spießte ihn auf den Span. Der Frosch wehrte sich mit Armen und Beinen gegen diese Pfählung. Aber schon hielt ihn Munene ins Feuer. Wo die Haut des Froschs sofort schwarze Blasen warf. Die Beine zuckten noch ein-, zweimal und streckten sich dann in ihrer ganzen Länge nach hinten.

Tiefes Schweigen herrschte im Raum. Als Munene aufblickte, sah er in den Augen seiner Kameraden das wohlbekannte Grauen.

„Gutes Essen“, murmelte er unsicher.

„Du Vieh“, schrie der, der neben ihm am Feuer saß und hieb ihm seine Machete in die Schulter. Die Jacke zerriss. Ein weißer Spalt tat sich kurz unter der schwarzen Haut auf und füllte sich sofort mit Blut. Riesige Mengen von Blut. Der Frosch fiel ins Feuer, zischte auf und verkohlte. Alle zehn fielen mit ihren Macheten und Gewehrkolben über Munene her, der in wenigen Augenblicken nur noch eine blutverschmierte Masse war.

Sie ließen von ihm ab und stierten vor sich hin.

„Bambuti essen Frösche. Sie können so etwas essen, Das tut ihnen nichts“, sagte einer, der aus Munenes Heimat war und über dem staatlich lizenzierten Banditendasein, das sie führten, noch nicht vergessen hatte, wie es früher gewesen war.

„Aber nicht Soldaten“, erwiderte der Caporal schroff. „Bürger!“ fügte er verächtlich hinzu und gab Munene einen Tritt in die Seite, die einzige Stelle, die noch nicht rot von Blut war.

Das Grauen in den Augen vertiefte sich. Der Mumbuti mochte einen magischen Schutz gegen das Essen unreiner Tiere haben. Die anderen zehn nicht. Wie leicht hätten sie Schaden nehmen können, wenn Munene den Frosch wirklich gegessen hätte.

Plötzlich kicherte einer.

„Die weißen Frauen würden sagen: „Der arme Frosch!““

„Ja“, fiel ein anderer ein. „Die Madame von Colonel Coeurpercé würde sagen, und er fuhr mit Fistelstimme auf Französisch fort: „Der arme Frosch! Kinder, tut doch so was nicht!““

„Wawawawawa!“ rührten die anderen im Chor los.

Ob Munene zu diesem Zeitpunkt schon tot war, wer weiß es? Und wenn er noch lebte, im roten Meer seiner Schmerzen nahm er gewiss nichts mehr von seiner Umgebung wahr.

90

Französisch

Brüssel, den 12. September 1979

Lieber *Padre*,

schreckliche Dinge sind passiert. Isabeau hat ein Mädchen zur Welt gebracht, ein rotes Geschöpf, dessen Augen blicklos in die Ferne gerichtet sind, mit einem schwachen winzigen Stimmchen. Es schien mir winzig, und man hat mir in der Klinik auch versichert, dass es für ein Neugeborenes in der Tat ziemlich klein sei. Die Geburt war, nach Auskunft, der Hebamme und der Schwester, die dabei waren, leicht. Ich als Ehemann, der ich dabei sein durfte, hatte nicht diesen Eindruck. Eher den Wunsch, nie wieder an so etwas schuld sein zu wollen. Isabeau lächelte schwach, als ich an die Luft gesetzt wurde. Die junge Mutter müsste sich erst einmal ausruhen. In der Tat!

Kaum war ich fort, als Isabeau einen Krampf bekam, der sie beinah umgebracht hat. Eklampsie nennt man diese Krankheit. Sie hat irgend etwas mit Nierenversagen zu tun. Ich verstehe es nicht. Ich habe beim nächsten Besuch nur einen Gummikeil auf dem Nachttisch liegen sehen, den Isabeau zwischen die Zähne geschoben bekommt, wenn sie bei einem neuen Krampf riskiert, sich die Zunge abzubeißen. Denn die Krämpfe gehen weiter. Angeblich werde sie schwächer, und nach drei Tagen sei die junge Mutter außer Gefahr. Wenn der Krampf freilich das Atemzentrum erreicht, so sagten sie in der Klinik, ist es aus. *Padre*, ich konnte nicht einmal beten. Nur Angst haben.

Dazu kommt noch, dass Isabeau in der Zeit der Krämpfe nur künstlich ernährt werden kann, und das, nachdem sie ihre Kräfte doch mit der Geburt verausgabt hat. Sie würde lange liegen müssen, sagte man mir. Aber als ich am zweiten Tag zu ihr kam, lag sie in völligem Dunkel, und man war panisch bemüht, bei meinem Eintritt keinen Lichtschein in das Zimmer fallen zu lassen, um keinen neuen Krampf auszulösen. Isabeau sprach kaum mit mir. Sie war in tiefe Depression gefallen, eine sogenannte klinische Depression, wie man mir versicherte.

Isabeau wurde in eine andere Klinik überführt.

Sie müssen ihr ein starkes Sedativum gegeben haben. Es hatte alle Aufmerksamkeit aus Isabeaus Blick genommen, jede Möglichkeit des Begreifens, was um sie geschah. Ich war die ganze Fahrt über sie gebeugt, jeden Moment bereit, sie festzuhalten, wenn sie sich rührte. Was sie eben nur einmal tat, als der Lichtreflex eines Autospiegels über die Decke des Wagens lief. Ihre Gesichtsmuskeln schienen ihre Spannung verloren zu haben. O Padre, wie schnell ist der dünne Filz verflogen, Intelligenz, Wachheit, Auffassung, der über dem rein Animalischen liegt. Der so leicht mit einem physiologischen Vorgang abgetragen werden kann. Mitleid kam auf, aber noch mehr das Entsetzen., Ich konnte nur hoffen, daß die Wirkung des Sedativums schnell verfliege, und das tat sie auch. Aber die Depressionen blieben.

Wie lange der Zustand dauern würde, wagte ich zu fragen. Das wisse man nicht. Er könne am nächsten Tag aufhören, er könne aber auch definitiv und endgültig sein. Ich dürfe aber jeden Tag kommen und mich erkundigen.

Das tat ich. Man ließ mich lange nicht zu Isabeau. Ninette. die vor mir gekommen war, um sich zu erkundigen, sei gebeten worden, nicht mehr wiederzukehren, solange der jetzige Zustand anhielte. Vater Delvaux hatte sich geweigert, in Gefahr zu kommen, den Zustand seiner Tochter in Augenschein nehmen zu müssen.

Ninette war in einem Zustand, der sie sowohl nach meiner Meinung als auch der ihres Mannes ungeeignet machte, die Pflege für das Kind zu übernehmen. Sie selbst wollte auch nicht. Sie meinte, in ihrem Zustand würde sie sicher etwas falsch machen. Ich fand für Geneviève – so wollte Isabeau sie nennen (was nichts mit meiner Hugenottin zu tun habe, wie sie ausdrücklich erklärt hat) - ein junges Paar, er Kinderarzt, sie Kinderschwester. Womit auch die kleine Geneviève aus meinem Gesichtskreis verschwand.

Das sind so unsere Neuigkeiten. Ich merke, dass es mir gut tut, es zu Papier gebracht zu haben. So seid Ihr ein Segen, ohne davon auch die geringste Kenntnis zu haben. Um mehr Segen zu bitten, traue ich mich nicht. Hilfe kann mir nicht von einem Gott kommen, der uns in dieses Elend gestürzt hat. Ich habe Angst davor, dass er noch mehr Unheil über uns ausschüttet, wenn ich ihn an uns erinnere.

Aber Eure Arbeit möge er segnen, weiterhin.

Jean-Pierre

Hochwürdiger Pater,

mein Name ist Nyiragishikazi Chantal. Ihr kennt mich aus den Briefen der Delvaux' und Jean-Pierre Colson. Monsieur Delvaux schreibt lange an seinen Briefen. Er lässt sie herumliegen,

und es ist ihm egal, dass Isabeau sie liest. Ich glaube sogar, dass er will, dass sie sie liest. Isabeau zeigt mir, was ihr Vater über mich schreibt, und liest mir vor, was sie über mich schreibt, das sicher nur in Auszügen. Ich wundere mich über das Bild, das die beiden von mir entwerfen, und erkenne mich nicht so recht wieder. Wie mag es erst in Jean-Pierres Briefen an Euch aussehen, die ich nicht zu Gesicht bekomme? Da Ihr in den Augen aller drei die große Respektsperson, die größte überhaupt, zu sein scheint und die ganze Familie von ferne steuert, möchte ich mich auch einmal selber vorstellen. Ob mein Selbstbild richtiger ist als ihre Bilder von mir, weiß ich nicht. Aber mir ist es ein Bedürfnis, Euch selbst etwas von mir zu berichten.

Bevor sie schwanger wurde, war Isabeau eifersüchtig auf ihren Freund Jean-Pierre, dass er Euch so oft schrieb und so oft auch Antwort von Euch bekam. Aber noch weniger konnte sie ertragen, dass ihr Vater und Ihr miteinander korrespondierten, - selten genug - die zwei ‚Alten vom Kivu‘, die zusammen etwas haben, an dem sie nicht Teil hat, die schöne Vergangenheit, als die Weißen noch das Sagen in unseren Ländern hatten. Es hat ihr doch eigentlich eine prinzipielle Jugend beschert. Sie sollte sich nicht beschweren, aber das Gefühl ist offenbar heftig, dass die beiden Alten sich in dieser Vergangenheit so nah sind und sie sich verrenken kann, wie sie will, sie bleibt ausgeschlossen. Es wurmt sie weniger bei ihrem Vater als bei Euch.

Ob mich das wurmt, ist ihr nicht gleichgültig, zu ihrer Ehre sei es gesagt. Aber es fällt ihr nur gelegentlich ein, dass es das könnte, und in ihrem Ärger kommt es ihr wieder rasch aus dem Sinn. Ich weiß nicht mehr viel von Rwanda und vom Kongo gar nichts, und Belgier tauchten in unserer Einöde am Akagera nur gelegentlich auf. Mir ist nicht viel mehr von ihnen hängengeblieben, als dass sie sich immer mächtig aufbliesen und die meisten von ihnen belehrend auf uns und die Patienten einsprachen. Dass man sich über sie lustig machte, wenn sie wieder gegangen waren. Aber auch eine Vierzehnjährige hat Erzählungen mitbekommen, welcher Missachtung und welchen Demütigungen meine Eltern in der Kolonialzeit ausgesetzt waren, dass sie zur Inneneinrichtung eines Landes der Weißen gehörten, wie die Kühe, wie die Antilopen und Büffel im Akagerapark, dass mein Vater sich von einem belgischen Medizinaltechniker anschreien lassen musste, dem er in Ausbildung und Wissen weit überlegen war, nur weil seine Haut schwarz und die des anderen weiß war. Dass es selbstverständlich war, dass er nicht auf die höhere Schule, geschweige denn auf die Universität gehen durfte.

Monsieur Delvaux hat viel Gutes an mir getan, und ich mag ihn auch sehr gern. Aber wenn er auf die ‚Wir-Alten-vom-Kivu-Platte‘ gerät, die Isabeau so aufregt, regt sich in mir dumpfer Hass. Ich fürchte, er würde noch wachsen, wenn Ihr, Hochwürden, ihm gegenüber in einem tiefen Sessel sitzen würdet und Euch amüsiert und nostalgisch an die Zeit erinnern würdet, wo Ihr ‚die schwarzen Kerle über die Hügel jagtet, wenn sie frech wurden‘. Ich bemühe mich, meinen Ärger zu bändigen und zu unterdrücken, und hoffe, dass ich niemals in eine Lage komme, wo ich ihn nicht mehr zurückhalten kann.

Ihr wisst, dass ich als vierzehnjähriges Mädchen habe zusehen müssen, wie meine Familie abgeschlachtet wurde und die Bauern meine jüngste Schwester lebend an die Wand geworfen haben. Wie ich durch den Akagerapark geflohen bin und wie mich Pieter und Gerda durch die Kampflinien aus Rwanda herausgeschmuggelt haben. Rwanda ist seitdem

zwiespältig für mich geblieben. Eine Kinderzeit, von der mir wenig Erinnerung, aber eine doch freundliche und warme Erinnerung, geblieben ist, und eine Hölle, deren Bilder oft in aller Schärfe vor meinen Augen stehen, vor allem in Träumen.

Pieter und Gerda haben mich mit nach Holland genommen, und seitdem habe ich fast nur mit Europäern zu tun gehabt. Mit *Abazungu*, hätten wir damals gesagt. Gerda und Pieter haben dafür gesorgt, dass ich in eine gute Schule kam. Sie haben mir Musik- und Karateunterricht geben lassen. Sie haben mich voll an ihrem Leben und dem ihrer beiden Kinder teilnehmen lassen. Ich bin tiefer und tiefer in ihre Welt eingedrungen, oder, richtiger, hineingezogen worden, und alles Rwandésische ist langsam aber sicher von mir abgefallen. Ich bin eine Europäerin, genauer gesagt, ich bin eine Beneluxerin – bis auf mein Aussehen. Ich bin schwarz, sogar sehr schwarz (wenn auch meine Haare nicht ganz so kraus sind wie bei meinen zairischen Kommilitonen). Manchmal wenn ich in den Spiegel schaue, bin ich selbst erschrocken, wie sehr ich eine Tutsi bin, mit meinen, wie es heißt, mandelförmigen Augen, der gewölbten Stirn, den flachen Wangen, dem schwarzen Zahnfleisch, das bei jedem Lächeln zu sehen ist, den Händen, die so deutlich von den ‚Bantu‘händen zu unterscheiden sind – ich brauche Euch nicht die zwanzig Merkmale aufzuzählen, in denen sich ‚reine‘ Tutsi von den Hutu zu unterscheiden haben. Ich habe sie alle.

Mein Leben unter den *Abazungu* hat sie nicht ändern können. Aber mein Tutsitum ist ja nur der Rohstoff, den der heranwachsende Mensch der Formung und Veränderung durch die eigene Reife, vor allen Dingen aber durch den Umgang mit den Menschen seiner unmittelbaren Umgebung aussetzt (merkt man, dass ich ausgesuchte Psychologiekurse besucht habe?). So bin ich innerlich immer holländisch-belgischer geworden. Ich habe wohl gemerkt, wie ich mich *nolens-volens* immer mehr von meinen Wurzeln entfernt habe, ohne diese Entafrikanisierung aufhalten zu können. Mit meinen afrikanischen Kommilitonen komme ich nur mühsam in Kontakt.

Die Besuche des Afrikamuseums, die Isabeau immer wieder gewundert haben und von denen sie Euch ausführlich berichtet hat, hatten natürlich den Zweck, einen Zugang zu meinen ‚Wurzeln‘ zu finden. Ich bin ja viel öfter hingegangen, als Isabeau weiß. Allein. Ohne mich ständig drohenden Kommentaren eines oder zweier *Abazungu* auszusetzen, auch wenn sie freundlich gemeint und, von Seiten Jean-Pierre Colsons, auch einfühlsam waren. Ich dachte, es wäre mir gelungen, mich wenigstens von fern in die dort ausgestellten Kunstwerke einzufühlen, bis jener junge Flame auftauchte, den Isabeau so bösartig beschrieben hat. Er sagte gar nicht viel zu den Objekten, vor denen ich saß. Er hielt sich deutlich zurück, und es genierte ihn jetzt deutlich, dass er überhaupt etwas gesagt hatte. Es war ein anderer Mensch, der sich zu mir stellte. Ich glaube, es war, weil er seine Muttersprache sprechen konnte, nachdem er herausgefunden hatte, dass meine Jugendsprache Niederländisch war. Was er sagte, genügte, um mir Gefühle und Gedanken zu zeigen, von denen ich weit entfernt war. Ich traf ihn noch einige Male und sehe ihn auch jetzt noch, wenn ich Zeit habe. Mir ist klar geworden, dass nicht nur seine, sondern auch meine Annäherung an die kongolesische Kunst durch und durch europäisch ist, so verschieden sie auch von der seinen ist. Gut und richtig, und wir Afrikaner können dafür dankbar sein, dass es hier Leute gibt, die Afrika auf diese Weise erschließen. Sich und anderen. Soweit sie dazu imstande sind. Und soweit ich imstande bin.

Ich bin eine schwarze Europäerin. Ich bin sogar eine schwarze Holländerin, die niederländisch denkt und Französisch spricht. Ich könnte schon die Gedanken, die ich hier niederschreibe, nicht mehr auf Kinyarwanda [rwandesisch] formulieren. Auch wenn ich bei weißen Belgiern immer wieder einen gewissen Widerstand spüre, eine Tendenz, meine ‚Assimilation‘, wie sie es nennen, nicht anzuerkennen, wenigstens nicht vollständig und ohne Reserve. Bitter, wenn man nichts anderes mehr hat.

Nach diesem Vorspann nun mein Kommentar zu Michel Delvaux' resignierter Klage über mein Ausbleiben.

Kurz gesagt, auch das hängt damit zusammen, dass ich so europäisiert bin. Auch mit meiner Freundin Isabeau. Ich weiß nicht, ob sie in ihren Briefen über diese Dinge schreibt. Vielleicht eher nicht, wahrscheinlich nicht, um Euch nicht zu kränken, oder auch nur, um nicht mit Euch in Differenzen zu geraten. Wir sind beide typische Vertreter unsere Studentengeneration, antirassistisch eingestellt, wie es so schön heißt. Schönes Wort, das bei uns inzwischen lautes Gähnen auslöst. Und bei vielen, die es im Munde führen, einen stillen Rassismus auslöst. Ich werde wütend, wenn ich es in einer Studentendiskussion höre, immer mit Blick in meiner Richtung. Es will sich wieder einmal einer interessant und wichtig machen und bei der schönen Afrikanerin Eindruck schinden, hat aber nichts Besseres zu bieten als dieses abgedroschene Stroh.

Näher kenne ich nur einen, der aus der kolonialen Vergangenheit in die verlogene Gegenwart hineinragt, einen, der miterlebt und ausgelebt hat, was es heißt, täglich überprivilegiert und mit beliebiger Aktionsfreiheit zwischen Leuten herumzulaufen, die von allen Seiten in ihren Lebensäußerungen beschnitten und ihm im Guten wie im Bösen weitgehend ausgeliefert sind. Der das weder bereut (das schon gar nicht) noch Gewissenbisse hat, dass er dieses Privilegium voll ausgenutzt hat. Der, im Gegenteil, noch von diesen Zeiten träumt und spricht. Entschuldigt mich, dass ich mich wiederhole. Isabeau wird wütend, wenn ihr Vater, der brave ‚Onkel Michel‘ wieder einmal auf sein Lieblingsthema abgleitet. Ich sage natürlich nichts. So Tochter im Hause, wie mich Isabeau darstellt, bin ich nun doch nicht.

Lange Zeit, wenn ich an Euch dachte, hochwürdiger Pater, hatte ich die Missionsburgen vor Augen, mit denen Euer Orden und die weißen Väter unser Land überzogen hat. Ich sah Weiße in den Männern mit den weißen Soutanen, die, genau wie die Pflanzer und die anderen Europäer unsere Rasse niedergehalten haben. Sie haben ihre Arbeiter nicht unterbezahlt und ausgebeutet, schlimmer, sie haben ohne Gnade ihre Seelen programmiert. Ich weiß, dass gerade ihr, Pater, viel Gutes unter den Leuten getan habt (Jean-Pierre Colson weiß davon zu berichten), aber den Groll über den Abstand, den Ihr Weißen zu uns gehalten habt, und die Totalität, mit der Ihr uns ‚zu unserem Wohl‘, aber doch hauptsächlich zu Eurem eigenen herumgesteuert habt, diesen Groll loswerden kann nicht.

Ich weiß wohl, dass ich als Tutsi wenig Ursache habe, mich über die ‚Onkel Michel‘s Nostalgien aufzuregen. Meine Eltern, so entsinne ich mich, gehörten nicht dem rwandesischen Adel an. Meine Großeltern waren sogenannte ‚kleine‘ Tutsi, die ihre Kühe züchteten und deren Milch und Blut tranken. Davon hat meine Mutter oft gesprochen. Aber was heißt hier ‚klein‘? Beide Paare hatten als Hintersassen ein paar Hutufamilien, die ihnen

alle mühsame und fade Routinearbeit abnehmen mussten, Feldarbeit, Hausbau und sogar das Hüten der Kühe. Sie hatten ganz Recht, die Hutu, sich davon zu befreien. Nur gleich totschlagen hätten sie ihre Herren vielleicht nicht sollen.

Aber es nützt nichts, sich das vor Augen zu halten. Wenn Isabeau erzählt, wie Ihr und ihr Vater abends zusammengesessen sind und Euch von dem anstrengenden Umgang mit den ‚Schwarzen‘, erholt‘ habt, kocht mir die Galle über.

Ich bin ziemlich allein mit diesem Gefühl. Die anderen afrikanischen Studenten scheinen unter der Erniedrigung und Demütigung ihrer Väter und Mütter kaum zu leiden (wenigstens meine ich das nur selten zu spüren). Sie nutzen die Weißen, unter denen sie leben, aus, machen sich über sie lustig, und nicht wenige von ihnen lassen es sich dabei recht gut gehen. Eher bemerke ich bei ihnen Resentiments gegen die Tutsi, die natürlich verstärkt werden, wenn ich mich unter ihnen langweile und mich mehr oder weniger von ihnen fern halte. Am ehesten finde ich Gehör für meinen Groll bei Isabeau und ihrem Mann, ausgerechnet bei denen, die ihn immer wieder ankurbeln.

Ich überlese meinen Brief noch einmal und bin nicht zufrieden. Vor allem könnte es scheinen, als sei ich Tag und Nacht mit meiner Position als schwarze Europäerin beschäftigt. Dazu lässt mir die Universität gar keine Zeit. Der Stoff der ersten beiden Studienjahre ist ja so ausgerichtet, dass unter den Stichworten ‚Grundlagen‘ und ‚Hilfswissenschaften‘ nichts von dem, was zum engeren Fach gehört, in dem überladenen Curriculum vorkommt. Stattdessen Mathematik, Chemie, Physik, Biologie. In anderen europäischen Ländern und Amerika soll das Studium ganz anders organisiert sein. Die Belgier hätten es absichtlich so eingerichtet, damit alle, die nicht wirklich motiviert sind, aufgeben, behaupten einige Studenten aus dem Ausland. Isabeau stöhnt heftig darüber, während es auf mich die umgekehrte Wirkung hat. Namentlich Physik und Mathematik machen mir große Freude. Was mich besonders anzieht, ist die Informatik. Seltsam für eine Afrikanerin, meint Jean-Pierre. Gerda hat mich im letzten Schuljahr heftig zum Medizinstudium gedrängt, ‚um einmal wieder in deine Heimat zurückkehren zu können‘. Eigentlich will ich gar nicht in das Land der Mörder meiner Familie zurück, und wenn, werden sie vielleicht auch eine Informatikerin brauchen können (es müsste sich aber vieles dort ändern). Vielleicht aber auch hier oder in einem anderen westlichen Land. Es gibt eine Informatikfirma, deren belgische Vertretung von einer Rwanerin geführt wird, und ich habe auch von einem Tutsi gehört, der eine gute Stellung als Informatiker in Kanada hat. Leider kenne ich die Direktorin von Clever & Tricky Belgium nicht. Nun, ich müsste erst einmal ein Informatikstudium hinter mich bringen. Gerda und Pieter sind bereit, mir auch das verlängerte Studium zu bezahlen. Was mich noch zögern lässt, ist, dass ich die mühsamen und zugleich faden ersten Jahre wiederholen müsste.

Wenn Ihr mir etwas zu diesem Brief sagen könnt außer Mahnungen zur Enthaltsamkeit und Ähnliches aus der Mottenkiste der Kirche, wäre ich dankbar. Jedenfalls möchte ich das Delvaux’sche Bild der Nyiragishikazi Chantal ein bisschen korrigiert haben und bitte, wenn’s für eine junge Frau mit so wenig christlicher Nächstenliebe möglich ist, um Euren Segen.

Nyiragishikazi Chantal.

Guatemala Stadt, den 15. Oktober 1979

Hochwürden,

Ihr habt mich tief beschämt mit Eurer Erkundigung auf dem Standesamt. Meine Ehe mit Olga hatte ich in der Tat vergessen. Ich konnte nicht mehr nach Siguanhá zurückkehren, weil ich damit dort ja zwei Frauen habe, Ana María, die meinen Laden von der ‚Göttlichen Vorsehung‘ führt, und die amtliche Olga, von der ich nur weiß, dass sie jetzt Kassiererin im Supermarkt ‚El Chunte‘ [der Truthahn] ist und damit wenigstens einigermaßen ein Auskommen hat. Ich hatte kurz die Idee, Ana María zu überreden, Olga in der ‚Göttlichen Vorsehung‘ anstellen zu lassen. Aber auf Briefe an beide Frauen, die diese Möglichkeit ganz dezent andeuteten, erhielt ich beiderseits so heftige Reaktionen, dass ich mir jetzt etwas anderes einfallen lassen muss.

Nun aber etwas anderes: im einem mexikanischen Fernsehen tauchte vor meinen erstaunten Augen Dolores Romero auf, die dreizehnjährige Göre aus dem Laden gleich Eurem Pfarrhaus gegenüber (ein guter Standort, den Hernano und Pilar R. aber nicht zu nutzen verstehen). Sie wurde vom Moderator ziemlich gemein behandelt, der nach jedem Lied, das sie vortrug, darauf hinwies, dass Guatemala eben ein Land kleiner Wilder sei. Man konnte erkennen, dass ihr immer wieder Tränen über die Backe liefen. Ich beschloss ein gutes Werk zu tun, rief im Funkhaus an und bekam ihre Adresse. Kurz, ich habe sie bei der nächsten Warenlieferung für die ‚Göttliche Vorsehung‘ mit nach Guatemala Stadt genommen und dort meinem Transporteur nach Siguanhá mitgegeben (ich traue mich nicht mehr dort hin, wegen der zwei Frauen und auch, weil es mich genieren würde, Euch zu begegnen). Ich hoffe, dass er sie bei ihren Eltern abgegeben hat.

Hochwürden, es würde mein Gewissen ungemein beruhigen zu erfahren, ob Dolores wirklich in Siguanhá angekommen ist. Ich kenne die Romeros, ein ungebildetes, grobes Volk, die sich niemals dazu herbeilassen würden, auch nur eine Postkarte zu schicken, die Dolores‘ Ankunft bestätigt, obwohl ihre Tochter mir die ganze lange Tour von Mexiko Stadt nach Guatemala Stadt die Ohren mit ihren Pop-Erfahrungen vollgedröhnt hat. Sie mitzunehmen, hat mich ja nichts weiter gekostet und war ein guter Vorwand, mich mal wieder von meiner mexikanischen Familie zu erholen und meine Kinder auf dem Markt unserer Hauptstadt zu besuchen, wo sie inzwischen vom Geschirrspülen zum Vorbereiten der Yuccablüten in Pfannkuchenteig fortgeschritten sind (sie dürfen sie auch aufwärmen – irgendwann werden sie ihre eigene Garküche haben). Ich weiß, dass Ihr ein sehr in Anspruch genommener Mann seid, aber es würde mich beruhigen, wenn Ihr mir auf einer Postkarte ganz kurz anzeigen könntet, ob Dolores wirklich eingetroffen ist. Sie müsste ja schon viele Wochen in Siguanhá sein.

Ich weiß, es ist ziemlich unverfroren, so etwas von Euch zu verlangen, aber ich weiß niemand anderen in Siguanhá, auf den ich mich wirklich verlassen könnte.

Mit demütiger Bitte um Verzeihung und Euren Segen bin ich

Emilio León Sánchez Ferrero

Niederländisch

(Randnotiz)

Dolores ist drei Tage vor ihrer Mutter eingetroffen. Sie singt jetzt den ganzen Tag „*Olvida mis ojos azules, solo mi avuelo era Alemán* [Vergiss meine blauen Augen, nur mein Großvater war Deutscher]“. Traurig singt sie das. Ich muss die Fenster schließen.

94

Niederländisch

Kabungu, den 10. November 1979

Lieber Bruder,

der angekündigte Überfall aus Goma ist bis jetzt ausgenblieben. Das Militär, das uns verteidigen sollte, uns aber bloß leer geplündert hat, ist durch ein kleineres Corps abgelöst worden. Sie fuhren mit schweren Säcken davon. Wird alles darin gewesen sein, was nicht niet- und nagelfest angebracht war in unserer Kirche und der Station. Nur die Möbel konnten sie nicht mitnehmen. Unseren Wagen haben wir wiederbekommen. Er stand irgendwo in einer Bananenpflanzung auf halbem Weg zum Nationalpark. Natürlich mit leerem Benzintank. Er ist vollkommen verbeult, aber er fährt noch. Wir haben Benzin in Kanistern über den See kommen lassen. In Einbäumen. Das Härteste war, einen Kanister zum Wagen zu bringen, um ihn wenigstens bis Kabungu fahren zu können. Niemand wollte das für uns tun. Soviel Geld, wie einzelne verlangten, konnten wir nicht investieren, zumal wir nicht sicher waren, ob der Wagen nicht doch endgültig ruiniert war. Schließlich gingen Mufunda und ich damit hoch, immer abwechselnd das schwere Ding schleppend, er auf der Schulter, ich lieber in der herabhängenden Hand, wobei sich der Kanister natürlich immer wieder im Unkrautgestrüpp auf den Feldern verhakte. Das alles war ja nicht weiter schlimm. Wenig ahnten wir, was uns bevorstand.

Die neue Abteilung der Nationalarmee war eingetroffen, als wir mit dem Wagen in Kabungu vorfuhren. Prior Rwamangabwa erklärte dem Chef, *Caporal* war sein Rang, glaube ich, mit bewegter, übertriebener Gestik, seine Kameraden hätten die Mission vollständig ausgeraubt, auch sei von Getränken, sowohl einheimisches Bier wie auch *Primus* [Bier belgischer Art, das im Zaire überall in Brauereien im belgischen Besitz gebraut wurde] sei weit und breit kein Tropfen mehr zu finden. Der *Caporal* zog eine finstere Miene, drehte sich wortlos ab. Es war später Nachmittag. Sonst wäre zu fürchten gewesen, dass sie den gerade zurückgeholt Wagen „requiriert“ und damit nach Bukavu zur Brauerei gefahren wären. Der Prior sah uns an, hob die Arme in einer Geste der Hilflosigkeit und forderte uns auf, möglichst rasch unsere Zimmer aufzusuchen. Er meinte wohl, dort seien wir sicherer, relativ sicherer, was auch wir dachten.

In der Nacht schlugen kleine Steine an mein Fenster. Das war das Zeichen der Burundesen aus dem Wald oben im Nationalpark. Sie hatten sich angewöhnt, regelmäßig zu beichten. Viel Sinn hatte es nicht. Nach der Absolution, dem magischen Zauber, begannen sie sogleich wieder ihr Unwesen zu treiben, obwohl das Sammeln unverbrauchter junger Mädchen immer weitere Wege beanspruchte. Ich wollte ihnen durchs Fenster sagen, sie sollten verschwinden. Von den neuen Soldaten hatte ihnen offenbar niemand etwas gesagt. Aber es war schon zu spät. Als ich aus der Tür trat, hatten die Soldaten schon zwei von ihnen gegriffen. Wie ich später erfahren sollte, waren sie wieder zu fünf gewesen. Den anderen drei war es offenbar gelungen zu entfliehen.

Was ich dann mit ansehen musste, hat mir den Rest gegeben. Ich wollte Euch schon viele Tage davon berichten. Ich konnte es einfach nicht. Auch die Gebete haben mich nicht aus meiner Stumpfheit befreien können.

Die Soldaten rissen den beiden Männern die Hosen herunter und ließen sie sich niederwerfen, wie die Araber es im Gebet tun, und dann vergewaltigten sie sie. Als erster der *Caporal*, dann wohl die ganze Rotte. Es müssen mehr als zehn Mann gewesen sein. Es muss entsetzlich schmerhaft gewesen sein. Die Männer schrien, dass man es hätte bis nach Idjwi hören müssen. Aber meine Brüder rührten sich nicht. Es war ganz still in der Mission. Nirgends zeigte sich ein Licht. Vielleicht hätte ich dasselbe getan, wenn ich nicht bereits vor der Tür gestanden hätte. Es wurde noch entsetzlicher, als die beiden Männer stiller wurden und zuletzt keinen Laut mehr von sich gaben. Einer fiel in sich zusammen, wurde aber wieder hochgerissen, und die Vergewaltiger setzten ihr Werk in unverminderter Stärke fort. Schließlich gingen die Soldaten polternd, kichernd und schwadronierend fort. Plötzlich wurden auch sie still. Offenbar war ihnen eingefallen, dass sie sich auf völlig unbekanntem Gelände befanden.

Ich habe mich ebenso wenig gerührt wie meine Brüder. Stocksteif stand ich unter dem Türsturz, denn von denen, die gerade nicht ‚dran‘ waren, hielt einer oder gleich mehrere immer sein Gewehr im Anschlag auf mich. Das kleine runde Loch, in das man da hineinsieht, raubt einem jede Courage.

Nachher habe ich versucht, Bruder, die beiden Männer ins Auto zu laden. Sie bluteten wie die Toten, die ich bis dahin zu sehen bekommen hatte. Sie schrien leise auf, als sie versuchten, sich aufzurichten. Ich versuchte, ihnen dabei zu helfen. Aber angefasst zu werden, löste in ihnen einen regelrechten Schock aus. Ich öffnete die Autotür und ließ sie einsteigen. Sitzen konnten sie nicht. Um sich auf den Rücken zu legen, war nicht genug Platz im Auto. Sie standen den ganzen langen Weg und stützten sich auf die Rückenlehne von Fahrer- und Beifahrersitz. Ihr kennt die Straße. Sie muss ihnen neue unsägliche Schmerzen gemacht haben mit ihren Steinen und Schlammstrecken. Dazu kam, dass der Lärm der Karosserie. Den hatte sie schon vor der letzten Misshandlung des Wagens von sich gegeben, aber jetzt, wo sie überall verbeult worden war, war der Krach kaum auszuhalten.

Wir kamen mitten in der Nacht im Hospital an. Wir trafen nur einen Krankenpfleger an, der sich mit Wattebäuschen und Schmerzmitteln an ihnen zu schaffen machte. Das hätte ich auch in Kabungu gekonnt. Auf die Ärzte mussten wir lange warten. Dr. Ngaliema, zurück aus

Lüttich, besah sich den Schaden. Er schüttelte entsetzt den Kopf. Er werde sie ein paar Tage da behalten. Länger ginge es wegen des Andrangs nicht, der nicht abreiße. Machen könne man da nicht viel. Er sei sich nicht sicher, ob die beiden Männer wieder auf die Beine kämen. In ähnlichen Fällen hätte er erlebt, dass die Patienten nicht mehr zu körperlicher Liebe fähig und zu einem normalen Leben unfähig gewesen seien. Ich hatte ihm nicht gesagt, dass es burundesische Flüchtlinge seien. Er hätte sofort gewusst, dass sie für viele seiner weiblichen Krankheitsfälle verantwortlich waren. Gott weiß, wie er die beiden Männer dann behandelt hätte.

Warum trifft mich dieser Fall so viel stärker als die vielen vergewaltigten Frauen, die ich nach Bukavu transportiert habe? Weil ich die Misshandlung mit ansehen musste? Oder weil die Opfer Männer waren? Ich fürchte, das Geschlecht der Opfer spielt eine gewisse Rolle. Die Vergewaltigung von Frauen ist wenigstens eine Form gottgewollten Verkehrs der Geschlechter, wenn auch eine bösartige und widerliche. Aber dieses?

Als ich das nächste Mal nach Bukavu kam und mich nach den beiden Burundesen erkundigte, hatte man sie tot aus dem See gefischt. Eine von denen, die sie im Wald gefangen gehalten hatten, eine Prostituierte, hat sie erkannt, und man hat sie ins Wasser geschmissen. Nicht geworfen. Geschmissen.

Der Mensch ein Ebenbild Gottes? Ich glaube es nicht mehr. Wenn er es wäre, müsste doch noch soviel Gottähnlichkeit in ihm sein, dass sie ihn an solchem Tun hindert. Ich weiß, die Deutschen haben Entsetzliches in Auschwitz getan. Wir haben es in der Schule gelernt und eigentlich nicht begriffen. Derartiges selbst mit ansehen zu müssen, lässt dich am Menschen irre werden. Er ist kein Tier, er ist weniger wie ein Tier.

Mehr als jemals brauche ich Zuspruch von Euch und bete zugleich, dass Euch ein solches Erlebnis erspart bleibe. Ich bitte um Euren Segen.

Gelobt sei Jesus Christus!

Henrik van der Elst

Lieber *Père*,

keiner von uns traut sich Euch zu schreiben, jeder aus anderen Gründen. Meine Eltern, denke ich, haben Angst, dass jede Beschreibung dessen, was sich seit unseren letzten Briefen zugetragen hat, zu sehr zusetzt, weniger Euch als Ihnen selbst, wenn sie es niederschreiben. Sie möchten am liebsten die Erinnerung an das, was ihre Tochter in den letzten Wochen mitgemacht hat, auslöschen. Es ist nicht nur, dass sie Angst haben, das Mit-Leiden mit mir auch im Nachhinein nicht aushalten können. Sie betrachten es auch als eine persönliche

Kränkung, als etwas, was an ihrem Selbstbildnis kratzt, was sie in ihren eigenen Augen herabsetzt. Nicht dass das jemals zwischen uns zur Sprache käme. Sie meiden das Gespräch darüber wie die Pest, und ich weiß nicht, wie ich ihnen diese absurde Betrachtungsweise ausreden könnte.

Ihr wisst - wenigstens sagt Jean-Pierre, dass er es Euch geschrieben hat -, dass ich eine Zeitlang nicht bei mir war. Ich erwachte aus diesem Zustand offenbar ganz plötzlich. Ich konnte aus dem Fenster sehen und erkannte den Park, der der Psychiatrie gegenüberliegt. Er ist hübsch und wir Studenten pflegten dort die Mittagspausen zu verbringen, als wir endlich in das erste klinische Jahr kamen. Ich erschrak zunächst nicht weiter. Ich dachte nur ‚Aha!‘. Es war mir nicht einmal bewusst, ein Kind bekommen zu haben. Die Erinnerung an ein winziges Etwas, noch ganz blau, kam mir erst, als Jean-Pierre eintrat – er war ja schließlich bei der Geburt dabei gewesen. Aber still da zu liegen und ins Nachdenken zu kommen, brachte mir schließlich doch meine Situation zu Bewusstsein, und ich stürzte ab in tiefste Niedergeschlagenheit. Die noch geförderte wurde durch die Schwäche, die mit jeder Bewegung deutlicher wurde. Ich gab schließlich auf und lag ganz still.

Jean-Pierre wurde zugelassen – für eine halbe Stunde. Das muss ziemlich genau die Zeit gewesen sein, in der ich ganz bei mir war. Danach muss ich wieder abstruses Zeig geredet haben. Genug damit. Ich habe eine ewige Zeit in der Klinik verbracht. Jean-Pierre versuchte mich mit Büchern und Schallplatten über Wasser zu halten, und zweimal kam auch die kleine Genevière. Große Augen, die mich noch nicht sahen, und ich war fast froh darum. Ab und zu, wenn eine Schwester mir einen Spiegel brachte, damit ich mich selber kämmen konnte, erschrak ich zu Tode über meinen Anblick. Marierose, Genevières Pflegemutter, deftig und kräftig und heftig eifersüchtig auf die ‚wirkliche‘ Mutter, brachte es kaum fertig, das Baby zu mir auf die Bettdecke zu legen, und eh ich mich daran gewöhnen konnte, war es schon wieder fort. Jean-Pierres sagt, Marierose hätte mir das Baby für fast dreiviertel Stunden überlassen...

Und nun ist es ganz mein. Ich hatte sehr Angst, dass Geneviève fremdeln und sich vor der fremden Frau fürchten würde. Aber sie akzeptierte mich ohne jede Umstände. Ich habe nicht geahnt, wieviel Freude so ein kleiner Mensch geben kann. Reiner Instinkt, mein *Père*. Es ist freundlich von Gott, ihn uns eingepflanzt zu haben. Er sorgt für reines Glück. Selbst wenn man die Windel öffnet und das Produkt dieses winzigen Menschlein betrachtet. Schwer verständlich für einen ‚Vater der Indios‘, nicht wahr? Zum Glück teilt Jean-Pierre meine Begeisterung. Das ist nicht selbstverständlich für einen Mann, soviel ich weiß.

Das Menschlein lenkt mich ab von dem Anblick, den ich immer noch im Spiegel biete. Ich bin soweit wieder hergestellt, dass ich nicht allzu mager aussehe und die Haut nicht mehr diese fahlen Töne hat, vor denen mich in der Klinik manchmal selbst ekelte. Aber in den Augen sehe ich immer ein Fünkchen des Irrsinns, von dem ich selber nichts mehr weiß, dessen Schrecken sich aber immer noch in den Gesichtern meiner Eltern spiegelt. Nicht bei Jean-Pierre. Hat er ihn überwunden, oder überspielt er ihn? Er ist nicht nur bei Pflege und Spiel mit der kleinen Geneviève sehr dabei, sondern auch bei dem, was Ihr eheliche Pflichten nennt. ‚Pflichten‘ klingt übel, nach Zwang und eiserner Disziplin. Ach nein, *Père*, das ist es doch weiß Gott ganz und gar nicht. Auch das ist Glück aus reinem Instinkt heraus, und eine

Frau kann zufrieden sein, dass sie gleich mit zwei glückbringenden Instinkten begabt worden ist, dem erotischen und dem der Brutpflege.

An Geneviève freue ich mich ohne jede Wehmutstropfen. Von Jean-Pierres Zärtlichkeit kann ich das nicht sagen. Er hätte, sagt er, durchaus keine erotische Ablenkung oder Tröstung gesucht oder gewollt, aber er sei in so etwas hineingetorkelt, ohne recht zu begreifen. Es ist natürlich Chantal. Auch sie mehr in seine Umarmung geglitten, gefallen oder wie immer er es ausdrückte, als dass sie sich hineingedrängt habe. Kläglich gestanden sie es mir, nicht zusammen natürlich, einer nach dem andern... Ich hatte es schon bei einem Chantals seltenen Besuche in der Klinik gesehen. Sie war das schlechte Gewissen selbst. Es versteht sich, dass sie damals noch nichts sagte. Das kam erst an Genevièves Bettchen.

Ich weiß nicht, warum ich nicht eifersüchtig bin. Warum ich nicht aufbegehre. Warum ich die beiden nicht darauf dränge, Schluss zu machen. Dass Chantal nur zu Jean-Pierre einen Draht hatte, wusste ich schon lange. Und sie ist trotz allem Afrikanerin. Wenn ein belgischer Soziologe sich in Rwanda hat erzählen lassen, dass Tutsi es im Durchschnitt dreimal am Tag treiben, Hutu aber nur einmal, weil sie so viel arbeiten müssen, so hat er sich von seinen Informanten doch wohl einen Bären aufbinden lassen. Dass sie ein anderes Verhältnis zum Sex haben, werdet Ihr wissen. Ein einfacheres, natürlicheres, selbstverständlicheres. Dass Jean-Pierres Verzweiflung über mich wenigstens ein bisschen mit etwas Sex zu lindern wäre, dürfte sich für Chantal von selbst verstanden haben. Und was konnte Jean-Pierre anders tun, wie sollte er die Kraft aufbringen, nicht seinerseits die Arme um sie zu legen? Und afrikanisch ging es dann gleich zur Sache.

Ich bin froh, dass es Chantal ist und nicht eine der wunderbaren Töchter der Brüsseler Bourgeoisie, die Jean-Pierre unterrichtet hat. Noch immer leuchten seine Augen auf, wenn die Rede auf sie kommt. Er ist immer noch in sie verliebt, jetzt aus der Ferne mehr denn je, auch wenn er versucht, es sich nicht gestehen zu müssen. Und es sollte mich sehr wundern, wenn nicht nur eine von ihnen auch ihm zugänglich gewesen wäre, hätte er es versucht. Am meisten fürchtete ich Geneviève, nicht meine, sondern die Hugenottin. In Grunde war sie nicht anders als die anderen, aber eben doch Französin (angeblich haben sie mehr *esprit* wenn auch nicht Geist als unsereiner, und manchmal ist es ja auch wahr). Geneviève aber war zudem durch ihr protestantisch-kalvinistisches Erbe exotisch wie eine Wagneroper.

Ich nehme den afrikanischen Duft wahr, wenn Jean-Pierre von Chantal kommt. Er sollte mich verletzen, erbosen, empören oder was immer, tut es aber nicht. Er regt mich auf und treibt mich in Jean-Pierres Arme (ich muss es beichten, Père - nehmt es mir nicht übel! Wem sollte ich es sonst beichten?). Ich denke, Erinnerungen aus der Kindheit spielen da eine nicht unerhebliche Rolle. Jean Mwambutsas Erbe. Wir halten unsere Beziehungen zu Jean-Pierre sorgfältig auseinander. Ich kann Jean-Pierre soweit folgen, dass die Anziehung von Chantals Schönheit wohl verstehe. Nur an das schwarze Zahnfleisch habe ich mich noch nicht gewöhnen können.

Ich weiß, dass keiner von uns die Courage besitzt, Euch zu schreiben. Jean-Pierre nicht. Das werdet Ihr verstehen. Papa nicht, obwohl er von Jean-Pierres Beziehung zu Chantal nichts

weiß und sie immer noch für ein armes Häschchen hält (er kann sich stundenlang über die afrikanische Einstellung zum Sex aufhalten und wie sehr Chantal doch leiden muss).

Chantal sagt, dass ihre Liebe zu Jean-Pierre sicher nur eine Periode in ihrem Leben sei. Zu ihm sagt sie das, nicht zu mir. Jean-Pierre äußert sich dazu nicht. Ich vertraue ihm. Ich verlasse mich auf ihn. Und auf Geneviève.

Soll ich Euch diese wilden Bekenntnisse schicken? Schockieren werden sie Euch kaum. Man wird Euch wohl Schlimmeres in der Beichte bringen. Aber habt Ihr nicht andere Sorgen vor Ort und solltet mit dem Zusammenbruch unserer moralischen Verhältnisse verschont werden? Nein. Ihr nehmt uns zwar nicht die Beichte ab, aber wem sollten wir anvertrauen, was uns freut und was uns quält, wenn nicht Euch.

Vielleicht könnt Ihr für uns verlorene Schafe beten - darum zu bitten traue auch ich mich nicht -, und wenn das Gebet solcher Sünder, wie wir sind, gehört wird, bitten auch wir Gott um seinen Segen für Euch.

Isabeau

